

Nachdruck verboten.

91 Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Ganz sacht und allmählich ging's bergauf mit Lene Volkmar. Eine Zeitlang hatte Doktor Meinhold noch ein bedenkliches Gesicht gemacht. Sie hatte sich zu früh aus dem Bett gewagt. Die Sorge um ihre Wirtschaft, in der die Steigenberg mit gutem Willen, aber doch ein bisschen vandalisch hauste — der Wunsch, Richard die gewohnte Behaglichkeit nicht zu lange entbehren zu lassen, hatte sie über ihre Kräfte getäuscht.

Nun mußte sie sich lange schonen. Die Steigenberg wurde unentbehrlich. Und da sie das wußte — wer sollte die Franke Frau denn pflegen? — und überhaupt an Dreistigkeit nicht zu kurz gekommen war, wurde sie für Richard Volkmar allmählich eine Ursache steten, heimlichen Mergers.

Und das schlimmste war: er durfte sich's nicht merken lassen, wie ihr lautes, lärmendes Wesen und ihre wichtigthuerrische Geschwätzigkeit ihm auf die Nerven fiel. Er mußte sie höflich behandeln. Sie wußte zu viel. Ihr Wohlwollen war ihnen notwendig.

Richard Volkmar knirschte manchmal mit den Zähnen, wenn er daran dachte, daß ihre ganze Zukunft wie an einem Haar an einem zufälligen Worte hing.

Als es mit Lene besser stand, war die Sorge wieder in den Vordergrund getreten. Ein solches Ereignis zog seine Kreise. Fast ein Wunder war's, wenn's nicht durchsäuerte bis in die für ihn maßgebenden Gesellschaftsklassen.

Zum Glück war Doktor Meinhold ein junger Anfänger, dessen Praxis sich einstweilen noch auf die Vorstadt beschränkte.

Die bescheidenen Verhältnisse Volkmars hatten ihn wohl zuerst ein wenig in Erstaunen gesetzt. Aber da er ein etwas phlegmatischer Herr war, — für seine Jugend ungemein korpulent — und sich um Dinge, die ihn nichts angingen, nicht gern den Kopf zerbrach, so sagte er sich: pah! Armer Schulmeister! Was geht's Dich an?

Richard, der sich gern mit ihm unterzieht, hatte die Bitte oft auf der Zunge gehabt: Sprechen Sie nicht über uns!

Wie beruhigend wäre das für ihn gewesen! Aber zugleich ein Eingeständnis der Unregelmäßigkeit seiner Lage.

Das durfte nicht sein. Im Gegenteil: durch seine Ruhe und Sicherheit mußte er bei dem Arzte jeden etwa aufsteigenden Verdacht im Keime erlöschten.

Und doch waren sie, seit das Kind da war, einen guten Schritt weitergekommen.

„Wir geben's für ein angenommenes aus, Lene,“ hatte er ihr gesagt, „wenn mal ein unberufener Frager kommen sollte.“

Da hatte sie ihn mit einem großen, vorwurfsvollen Blick angesehen. „Ach soll mein Kind verleugnen?“ Und leidenschaftlich hatte sie's an ihre Brust gedrückt.

Er hatte ihr zugeredet, daß es notwendig sei, und wie immer hatte sie genickt und geschwiegen.

Was half's denn, in jedem einzelnen Falle Klagen und sich empören! Sie hatten ja ihre Ehe auf einer Lüge aufgebaut. Nun mußten sie die Folgen tragen.

Ach — und was fragte Lene im Grunde nach der ganzen Welt — jetzt, wo ihr Leben ausgefüllt war von dem einen unermesslichen Glück!

Sie hatte nie geahnt, daß sie solcher Liebe, solcher Seligkeit fähig sei. Stundenlang konnte sie an seinem Bettchen sitzen und seinen Schlaf belauschen. So zart und gebrechlich, so nur zum Anschauen und Bewundern ihr geschenkt schien es ihr, daß bei dem geringsten Anlaß die tödlichste Angst sie überfiel, das zarte Leben könne plötzlich erlöschen.

Und doch war's ein strammes Bürschchen, von festem Fleisch und kräftigen Gliedern. Und zusehends, von Woche zu Woche, ja beinahe von Tag zu Tag, entwickelte sich's runder und rosiger. Die stumpfsträumenden Augen gingen schon Lenens Gestalt nach, wenn sie sich im Zimmer bewegte. Und eines Tages hatte es sie angelacht.

Lene wußte nichts und wünschte nichts, als daß sie so in alle Zeiten hin sich in Frieden ihres Kindes freuen dürfe.

Die Ferien kamen. Die Stadt wurde leer. Alle Kollegen machten weite Reisen. Bloß Volkmar blieben in ihrem Neulügen. Aber sie gingen jetzt öfter gemeinsam spazieren, hinaus auf die Felder, oder wagten einmal einen Weg in die Stadt.

Es war doch schon besser so. Und sie dachten leichteren Herzens an die kommende Zeit.

Im großen Obstgarten seitlich vom Hause, hinter der fast mannhohen Weißdornhecke versteckt, hatten sie sich ein Plätzchen eingerichtet, wo Lene mit dem Kinde sich im Freien aufhalten konnte. Oft saß sie dort an den schönen, heißen Tagen, die der Juli brachte, mit einer Handarbeit, den Wagen mit dem Kleinen neben sich. Die Obstbäume gaben tiefen Schatten. In dem dichten Gezweig der Hecke zirpten die jungen Vögel in ihrem Nest, und die Alten flogen aus und ein, ohne sich vor Lene zu fürchten.

Auch Richard hatte Gefallen gefunden an dem Platz. Grim alles ringsum. Und so still. So weltverlassen. Da trug er Bücher und Schreibzeug hinunter und arbeitete.

Wer das Familienidyll gesehen hätte, das ein so vollkommenes Glück in sich zu schließen, so sicher und wohlberichtigt schien, der hätte wohl nicht gedacht, daß über diesem Menschenfleck schon die drohenden Wolken heraufzogen, die mit Blitz und Donner, mit Sturm und Schloßen über sie herfürzen und sie aus ihrem Zufluchtsort verjagen wollten.

Sie fühlten sich so sicher hinter der hohen Hecke im grünen Neul. Die Menschen waren zu zählen, die hier vorüberkamen. Das Haus betrat nur, wer hineingehörte. So war's immer gewesen. Sie kannten es nicht anders.

Wieder waren sie eines schönen Nachmittags zu dreien draußen. Schon ließ die Hitze nach. Die Sonnenstrahlen fielen schräger und goldener durch die Zweige. Sie spielten über das schlafende Kind und den dunkeln Kopf der Mutter, die sich darüber gebeugt hatte. Die Arbeit lag ihr im Schoß. Sie schaute und schaute, wie es so ernsthaft schlief, mit der kleinen Falte über den Augen und dem zugespitzten, winzigen Mündchen.

Ein wenig Blässe hing ihr noch von dem Ueberstandenen an. Aber schon wurden die schmalen Linien der Wangen wieder runder. Sie hatte sich sehr verschönt. Ihre Züge waren durchgeistigt. In den dunkeln Augen lag so viel geheimnisvolle Tiefe, als wären ihr allerlei Rätsel des Lebens aufgegangen.

Durch das weiche, hohe Gras schritt eine hagere Männergestalt, deren Fußwerk schon ein bißchen klapperig war. Aber desto jugendlicher blickten die blaßgrauen, weißbewimperten Augen.

Um den linken Unterarm trug er einen Florstreifen.

Der alte Herr kam näher mit der Miene eines Menschen, der eine große, freudige Ueberraschung schon im Voraus auskostet. Langsam, Schritt für Schritt, mit listigem Lächeln, schlängelte er sich heran. Ein paar Stachelbeerbüsche verdeckten ihm die Gruppe noch halb und halb. Nur die Köpfe sahen drüber hinweg.

Auf einmal hob sich der Männerkopf, der über ein Buch geneigt gewesen, mit einem heftigen Nuck empor. Wie in tödlichem Schrecken sprang Richards breite Gestalt auf, maß die fremde Erscheinung beinahe entsetzt.

Nun sah auch Lene auf — alles Blut wich aus ihrem Gesicht.

„Ja, Kinder,“ sagte Bodenstern, sich an ihrer Ueberraschung ergötzend, „ich bin's. Bin's wirklich. Hab den alten Oberleit in Dingsda begraben helfen. War ganz in der Nähe, dachte —“

Jetzt war er in dem grünen Winkel angekommen. Mit einem Blick übersah er das Familienbild, das schlafende Kind, die beiden stummen Menschen.

Die Ueberraschung war jetzt auf seiner Seite.

„Ja, Kinder — was ist denn das?“

Lene warf einen Blick auf Richard. Schon öffnete der die Lippen, um das Vorhandensein des jungen Geschöpfes irgendwie zu erklären — vielleicht zu sagen, daß es jemand im Haus gehöre, ihnen nicht.

Da kam auf einmal der große, heilige Mutterstolz über Lene. Ihr Kind verleugnen? Brauchte sie das? Ihr Kind, auf das sie so stolz war, das sie geboren hatte unter Einsegnung ihres Lebens?

Nein! Sie fühlte, die Mutterliebe, der Mutterstolz waren härter als die Schamhaftigkeit des Weibes.

Ihre Augen öffneten sich groß und flammend in dem weissen Gesicht. Sie trat einen Schritt vor.

„Es ist unser Kind, Herr von Bodenstein,“ sagte sie mit fester, wenn auch von Bewegung durchseelter Stimme.

Und der alte, vornehm denkende Mensch nahm den Kopf des jungen Weibes in seine hageren alten Hände, hob ihn zu sich empor und sah ihr in die Augen.

„Meine Lene! Du ein Mütterchen? Gott segne Dich, mein Kind!“

Er küßte sie ruhig auf die Stirn. Da konnte sie nicht anders. Sie schlug die Arme um seinen Hals und weinte an seiner Brust.

„Gut, gut,“ murmelte er, ihre Hände sanft lösend. „Ei, was ist denn das? Weinen? Die Ueberraschung, natürlich. Denkst: der Bodenstein sitzt ganz gemütlich in seinem Eulennest. Und da steht er auf einmal, wie ein Gespenst, im hellen Sonnenlicht vor Dir.“

Er schlug darauf kräftig in Richards Hand. Die beiden Männer blickten sich offen und freimütig ins Gesicht.

„War brav, war brav, Volkmar, daß Sie uns die Lene so bald weggeholt haben. Damals war mirs freilich nicht recht. Wollte sie nicht so auf den Blut hergeben. Aber Mutter hatte gleich eine Ahnung — Weiber! Mit ihren feinen Köpfen! — Ja hatt's aber längst wieder verschwindet. Ihr schreibt ja gar nichts, Ihr Schwerenöter! Au aber — wie geht's? Erzählt einmal!“

Leicht plaudernd, immer in seiner sprühenden Lebendigkeit, half er ihnen über die Peinlichkeit des Augenblicks weg. Als wär's ganz selbstverständlich, daß der kleine Weltbürger sich so früh eingestellt hatte, als wäre sein Dasein eitel Glück, Ehre, Freude für die Eltern — so begegnete er ihnen.

Ja, wenn er die Lene „Mütterchen“ nannte, das war mit solcher altmodisch zarten Galanterie, so echt edelmännisch ehrerbietig, daß ihr das Herz schwellte.

Auch Richard war wie emporgehoben. Brav! hatte der alte Mann gesagt. Der erste Mensch, der von ihrem Vergehen erfuhr, vor dem sie sich dessen hätten schämen müssen. Und er demütigte sie nicht. Er hob sie empor. Er nahm es, aus tiefem, menschlichem Verstehen, einfach menschlich!

Sie dankten es ihm. Er sah wohl, wie sie sich bemühten, ihm den kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Mit dem Nachtzuge wollte er wieder fort.

Sie blieben im Garten, bis das Kind sich meldete und Lene es versorgen mußte.

Bodenstein, der's nicht lange auf einem Fleck aushielt, wollte sich die Gegend ein bißchen ansehen, so lange Lene mit dem einfachen Abendbrot fertig war.

Richard begleitete ihn. Aber von der Stadt wollte Bodenstein nichts wissen.

„Das Laufenerst? Was seh ich daran? Ist ja eins wies andre. Eins vielleicht ein bißchen enger, stricker, dreidiger wies andre. In dem einen ist die Verriäththeit zu Hause, im andern jene. Unleidlich, unausstehlich alle miteinander. Nein! raus ins Freie! Hier unten bei Euch krieg ich ja so wie so gar keine Luft.“

Volkmar führte ihn den Weg durch die Felder, seinen gewöhnlichen Spaziergang. Die Ernte hatte begonnen. Das Korn lag gemäht oder stand in Garben gebunden, zu langen, regelmäßigen Reihen geordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Züricher „Socialdemokrat“

und der Art und Weise, wie das Blatt vertrieben wurde, erzählt Genosse H. S. Lütke im New Yorker „Pionier-Malender“ auf das Jahr 1903:

... Das Blatt hat während der elf Jahre seines Bestehens einen großen Einfluß auf die sozialistische Bewegung Deutschlands ausgeübt. „Der Socialdemokrat“ war es, der nach dem ersten Jahre der Verwirrung, das dem Erlaß des Socialistengesetzes folgte, den deutschen Arbeitern wieder einen einheitlichen Zusammenhang gab. Hier konnten sie sich aussprechen; hier Parteifragen diskutieren. Die Bewegung hatte wieder etwas Gemeinsames, das alle verband. Die Verbreitung des Blattes gab den Genossen in allen Orten eine gewisse regelmäßige Thätigkeit und einen regelmäßigen Zusammenhang. Der oder die Genossen, denen die Verbreitung des natürlich verbotenen Blattes direct oder indirect oblag, vermittelten naturgemäß die Verbindung innerhalb der Bewegung

der einzelnen Orte; sie bildeten häufig den Mittelpunkt der lokalen Bewegung, waren oft ihre eigentliche Seele.

Die Bedeutung ihres Blattes für ihre Bewegung wurde aber auch von den deutschen Arbeitern erkannt und — sie handelten danach. Kaum je ist wohl ein Blatt mit solcher Unhänglichkeit von den Arbeitern irgend eines Landes hochgehalten worden, kaum je ist in der Arbeiterbewegung irgend eines modernen Landes eine Zeitung mit solchen Opfern aufrecht erhalten und verbreitet worden, wie der Züricher „Socialdemokrat“. Die paar Leute, die in der Schweiz bei der Herausgabe des Blattes thätig waren, hätten dem revolutionären Organ keinerlei Bedeutung geben können, wenn nicht Tausende von Arbeitern im Reiche ihre Freiheit aufs Spiel gesetzt hätten, um dieses Organ allwöchentlich in Tausenden von Exemplaren zu verbreiten. Diese unbekannt und ungenannten Arbeiter waren es, die dem offiziellen Organ der Socialdemokratie Deutschlands während des Socialistengesetzes seine Bedeutung gaben. Ihnen ist nicht nur die Thatfache zu danken, daß der „Socialdemokrat“ die größte Verbreitung von allen bisherigen revolutionären und verbotenen Blättern erhielt, sondern besonders auch sein ungeheurer Einfluß auf seine Leser und damit auf die Bewegung, ein Einfluß, der mehr als einmal die Beschlüsse der sozialistischen Reichstagsfraktion jener Zeit über den Haufen geworfen hat.

Im ersten Jahre nach Erlaß des Socialistengesetzes waren die Geldmittel der Partei naturgemäß sehr geringe. Die Organisation war zerstört und die bisherigen Einnahmequellen verschüttet. Dazu kam als Hauptsache, daß die Unterstützung der Ausgewiesenen und ihrer Familien alle aufgebrauchten Gelder verschluckte. Als es sich dann zeigte, daß ein Prehorgan im Auslande eine absolute Nothwendigkeit für die Bewegung sei, und als August Geib in Hamburg zuerst die Gründung eines solchen Blattes anregte, da fehlten der Partei die Mittel, dieses Blatt ins Leben rufen zu können.

Da war es der Sohn eines reichen Bankiers in Frankfurt a. M., Karl Höchberg, der die Mittel hergab, die nicht nur ausreichten, ein revolutionäres Organ für die deutsche Socialdemokratie in der Schweiz zu gründen, sondern der auch dafür sorgte, daß es einige Zeit aufrecht erhalten werden konnte. Höchbergs Entgegenkommen war um so mehr anzuerkennen, als er mit der revolutionären Haltung, die das neue Blatt vorausichtlich einzunehmen hatte, durchaus nicht einverstanden war, sondern daß er, obgleich Socialist, sich mehr einer friedlichen Socialreform zuneigte.

Am 28. September 1879 erschien dann die Probenummer des „Socialdemokrat“ in Zürich unter der Redaktion von Georg Volkmar, der seinen Posten bis zum Jahre 1881 behielt, um ihn dann an Eduard Bernstein abzugeben, der das Blatt bis zum Schluß seines Erscheinens im Jahre 1890 redigirte. Regelmäßiger Mitarbeiter des Blattes für Deutschland war Wilhelm Liebknecht.

Die Arbeiterchaft Deutschlands begrüßte ihr neues Kampforgan mit ungeteilter Freude. Aber noch waren die nötigen Verbindungen für Verbreitung desselben erst zu schaffen und die Verwirrung des ersten Jahres unter dem Ausnahmengesetz war noch durchaus nicht überwunden. Das erschwerte den Absatz des „Socialdemokrat“ natürlich gewaltig und so ist es verständlich, daß die Auflage des Blattes 2000 nicht überschritt. Das besserte sich aber bald und mit der steigenden Neukräftigung der Bewegung im Reiche stieg auch die Verbreitung des Centralorgans derselben.

Seinen höchsten Stand erreichte der „Socialdemokrat“ im Jahre 1887 nach den Reichstagswahlen. Die Auflage stieg damals bis zu Anfang des Jahres 1888 auf 12 000. Von diesen 12 000 Exemplaren des Blattes gingen 8000 über die deutsche Grenze ins Reich hinein, während der Rest im Auslande abgesetzt wurde. Es mag hier auch erwähnt werden, daß zum Erfolg des „Socialdemokrat“ ein gut Teil beigetragen wurde durch die thätigste Hilfe, die die deutschen Arbeiter im Auslande, besonders in der Schweiz, in Paris und in Amerika, ihm angedeihen ließen.

1888 begann die Auflage des Blattes etwas zu sinken, wenn auch nicht viel. Das war eine Folge der größeren Freiheit, die die deutsche Regierung um diese Zeit den Arbeiterblättern im Reiche ließ, die zu einem Teil das Bestehen des Blattes im Auslande überflüssig machte.

Es ist viel gefabelt worden über den Versand des „Socialdemokrat“ ins Reich hinein. Da hat man erzählt von Gipsbüßen, die, mit dieser Zeitung angefüllt, nach Deutschland importirt wurden; von Nappfischen, die man, mit verbotenen Schriften gefüllt, über die Grenze brachte; ja, sogar von Schweizerläse, der in seinem Innern eine Wagenladung des verbotenen Blattes barg. Alle diese Geschichten sind ins Reich der Märchen zu verweisen. Ueberhaupt machte es keine besondere Beschwerde, die verbotenen Drucksachen — und es war nicht bloß der „Socialdemokrat“, der zu befördern war, es waren auch ganze Ladungen verbotener Bücher und Broschüren, die ihren Weg ins Reich nahmen — über die Grenze zu bringen. Die Schwierigkeit und die Gefahr begann erst, wenn die Ladung „drillen“ war und wenn es hieß, sie nun derart über das Reich zu verteilen, daß weder die Sendung der Polizei in die Hände fiel, noch daß der Empfänger oder der Absender bei ihrer untergrabenden Thätigkeit abgefaßt wurde.

... Der Wege, auf dem der „Socialdemokrat“ und die übrigen verbotenen Schriften ins Reich hineingebracht wurden, waren nicht einer, es waren viele, viele. Die Genossen der Grenzstädte, die den

Betrieb einer Sendung übernommen hatten, banden sich die entsprechend zusammengepackten Pakete mit ihrem verbotenen Inhalt um den Leib und gingen „spazieren“, wobei sie die Grenze passierten. Gewerbmäßige Schmuggler, die mit der Partei nichts zu thun hatten, wurden des öfteren benutzt, um die Sendung über die Grenze zu bringen. Bootleute und Fischer des Bodensees, mit jedem Winkel des Grenzgebietes vertraut, nahmen gegen gute Bezahlung die Säde oder Kisten mit ihrem Schrifteninhalt über den See und legten sie drüben auf deutschem Gebiet an irgend einem vorher bestimmten Platze, z. B. in einem buschigen Walde, nieder, und dort stellten sich dann, wenn die Luft rein war, die Vertrauensleute des betreffenden Ortes ein, um die Sendung weiter zu befördern oder vorläufig zu verstecken. Lokomotivführer haben verschiedentlich unter der Kohle ihrer Lokomotive eine Sendung des so gründlich gesuchten Blattes ins Land gebracht.

Und das war nicht bloß an der Schweizer Grenze der Fall. Auch von Belgien und Holland aus wurde die verbotene Ware ins Rheinland und von dort ins ganze Reich hinausgeschickt. Verbiers-Nachen-Köln war eine vielbenutzte Route und manchen schönen Sonntagnachmittag sind die Kölner Genossen nach Verbiers gefahren, die auf ihrer Rückfahrt in der Eisenbahn jeder einige Hundert „Socialdemokrat“ unter dem Hintern hatten. Dann gingen Sendungen von Schriften, deren Ablieferung nicht so an die Zeit gebunden war, über Amsterdam zur See nach Hamburg; dann, unter Jollverschluß direkt von der Schweiz nach Hamburg, wo die dortigen Genossen dann den Schmuggel ins Reichsgebiet, nach Ottenfen, Wandsbeck usw. übernahmen.

So standen den Züricher Vertrauensleuten nicht einer, sondern zehn Wege offen, um den „Socialdemokrat“ und die verbotenen Schriften nach Deutschland hinein zu bekommen. Die Gefahren der Verbreitung begannen erst, wenn die Sachen im Reich waren und weiter verschickt werden sollten. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, „drüben“ Niederlagen zu finden, von wo aus die Sendungen weiter geschickt werden konnten. Man half sich damit, in verschiedenen geeigneten Städten zeitweise Leute anzustellen und zu bezahlen, die die Pflicht hatten, für die Weiterverteilung der Sachen von ihrem Orte aus zu sorgen und darauf zu sehen, daß jedes Paket, mit richtiger Adresse versehen, versandt wurde.

Die Verpackung der einzuschmuggelnden Zeitungen und Schriften war je nach dem Weg, der gewählt wurde, auch verschieden. Bei direktem Schmuggel an der Schweizer Grenze, bei der öfter die Zeitungen an Körper von Genossen versteckt, ins Reich hineingetragen wurden, pflegte man lange schmale Pakete zu machen, deren Umfang mit einer Presse möglichst reduziert wurde, und die dann unter der Kleidung und an den Körper befestigt wurden. Die verschiedenen Pakete enthielten keine Adressen, sondern Buchstaben, deren Schlüssel der Empfänger in Händen hatte.

Sehr oft hatte der eigentliche Adressat im Reich, an den eine Sendung mit verbotenen Schriften ging, keine Ahnung von dem Inhalt derselben. Die Genossen des betreffenden Ortes gingen zu ihrem Väter, Fleischer oder Kolonialwarenhändler und baten sie, doch eine Kiste für sie in Empfang zu nehmen, wenn eine solche ankommen sollte. Das wurde in der Regel ohne Anstand getan und die Sendungen waren in solchen Fällen um so sicherer, als die Polizei annehmen mußte, daß derartige Geschäftslente Warensendungen erhielten und sie daher keinen Verdacht schöpfen konnte. In Dresden gingen die Kisten mit dem „Socialdemokrat“ eine lange Zeit an ein Expeditions-Geschäft, in dem die Genossen ihre Sendung dann in Empfang nahmen. Oft genug haben „königliche“ Hoflieferanten in dieser Weise ihre Hilfe zur „Untergrabung der bestehenden Ordnung“ leisten müssen. Diente doch auch ein Züricher Minister eine Zeitlang als Dekadresse für eingehende Briefe nach der Schweiz...

Es würde übrigens ein Buch füllen, wollte man alle Abenteuer erzählen, die bei der Verbreitung des verbotenen Blattes bestanden wurden. So passierte es einmal einem Genossen, der gerade eine größere Sendung des „Socialdemokrat“ in Empfang genommen hatte und der sie auf seiner Schulter nach einem andern Ort schaffen wollte, daß er seine Last fallen ließ, daß die Verpackung sich löste und daß alle Pakete mit der verbotenen Zeitung auf die Straße fielen. Natürlich machte er sich sofort daran, die einzelnen Pakete aufzusammeln; aber schon sah er den Polizisten des Ortes herankommen. Schnell gefaßt, fing unser Mann mit diesem ein Gespräch über seinen Unfall an, und der gutmütige Polizist half wacker, den Schaden gutzumachen, indem er die einzelnen Pakete in ein Bündel zusammenbinden und dieses dem Genossen auf die Schulter heben half...

Der Zufall wollte es mitunter, daß kurz nach Ankunft von Paketen verbotener Schriften an ihre Adresse auch die Polizei erschien und Haussuchung hielt, wobei ihr natürlich die Pakete in die Hände fielen. In Magdeburg wurde eines Tages der dortige Vertrauensmann benachrichtigt, daß mehrere derartige Pakete, deren Inhalt durch Beschädigung der Umhüllung auf der Post schon erkannt worden war, bei einem Tischler ankommen sollten. Diese mußten gerettet werden. Die Vertrauensperson begab sich daher sofort an die gefährdete Stelle und richtig, — da stand schon ein behelmter Ordnungshüter vor der Haustür und beobachtete die ein- und ausgehenden Personen. Ruhig ging unser Genosse an ihm vorbei, er hielt die beiden Pakete und stellte sie einer gerade die Treppe herunterkommenden Grünkrampfrau in die Kiepe. Der Grünkrampfrau traute niemand ein so ruchloses Beginnen, wie die Expedition des „Socialdemokrat“ zu, und ungehindert passierte sie die gefährliche Stelle. Beim Verlassen des Hauses war schon der zweite Beamte angelangt.

Man schien nur noch auf den Kommissar zu warten, um die Haus-suchung vorzunehmen und die gefährliche Sendung im Triumph nach der Polizei zu bringen. Während aber die beiden noch warteten, wurde die Kiepe der Grünkrampfrau ihres Inhalts entleert, und nicht wenig freuten sich die Parteigenossen darüber, daß es ihnen gelungen war, den Vielgesuchten zu retten...

Kleines feuilleton.

08. Auf der Straße. In der Seitenstraße war es stiller. Der bunte Glanz der Schaufenster erlosch, die Menschenreihen lichteteten sich, man hatte Platz zu gemächlichem Ausschreiten, trotzdem lief Käthe immer noch. Sie lief wie gehegt. Ihr hübsches Gesichtchen glühte. Mit einem angstvollen Blick sah sie hin und wieder über die Schulter rückwärts, jetzt war er nicht mehr zu sehen... Ja, doch, da drüben kam er über den Damm. Und sie konnte nicht mehr weiter!... Atemlos vom raschen Lauf duckte sie sich hinter einen Mauervorsprung und preßte die Hand auf die Brust. Sie hatte Stiche. Wenn er sie bloß nicht sah, bloß nicht! Sie trat noch tiefer in den Schatten. Er hatte sie aber doch gesehen, er kam gerade auf sie zu. „Er“ sah sehr elegant aus: Langer gelber Ueberzieher, Hut nach neuester Façon, Brillanten im Knopfloch und ein Stöckchen mit silberner Klinge. Er schwenkte es tänzelnd in der Rechten und betrachtete Käthe durch seinen goldenen Zylinder, ein häßliches Lachen spielte über sein volles Gesicht: „Na, Käthchen, vernünftig geworden? Das ist recht, daß Du endlich gewartet hast!“

„Aber ich... ich...“ Sie konnte nicht reden vor Angst und Herzklappen, dann sarrte sie plötzlich doch auf: „Ich hab' mich auf Ihnen gewartet! Lassen Sie mich gehen.“

„Ach Käthchen, sei kein Frosch, komm doch! Da kommt auch gerade 'ne Droßke.“ Er suchte ihre Hand zu ergreifen.

„Sie soll'n mir gehen lassen, Herr Fesler. Ich hab's Ihnen doch schon so oft gesagt.“ Sie schluchzte fast. Mit einer raschen Bewegung huschte sie an ihm vorbei und ging weiter.

Er blieb aber dicht an ihrer Seite, er beschleunigte seine Schritte, wie sie. In einem fort sprach er auf sie ein: „Sei doch nicht so dumm, Käthchen, wir fahren in den Wintergarten, und nachher kommst Du zu mir, ich hab' ein hübsches Armband für Dich zu Hause; alle Mädels im Geschäft werden neidisch, wenn Du's hast.“

„Ja will aber Ihr Armband gar nicht. O nein! Lassen Sie mich doch in Ruh!“ Sie stieß die Hand fort, die wieder nach der ihren griff.

„Na Kleine, nu zier Dich nur nicht.“ Ihr langer Widerstand reizte ihn offenbar, er wurde grob. „Kommst ja schließlich doch recht gerne. 'n Armband ist Dir wohl nicht genug?“

„Wenn Sie mir jetzt nicht endlich zufrieden lassen, rufe ich um Hilfe.“ Käthe war stehen geblieben, ihre Geduld war zu Ende, ihre kleine zierliche Gestalt reckte sich, ihre Augen sprühten. „Und überhaupt, daß Sie mir „Du“ nennen, des verbitte ich mir!“

„Na soll ich vielleicht „Sie“ sagen?“ Er lachte unbändig, dann klopfte er sie gönnerhaft auf die Schulter: „Läß' man, Käthchen, Du sagst auch noch „Du“ und —“

„Und wenn Sie jetzt nicht augenblicklich das Mädel in Ruhe lassen, passiert Ihnen sonst was!“ rief eine fremde Stimme. Wie aus der Erde gewachsen standen vier Männer da, Arbeiter mit Handwerkzeug. Der alte Graubart hielt dem Eleganten die Faust unter die Nase. „Machen Sie, daß Sie wechkommen! Verstanden?“

„So'n Haderlump... will hier 'n Mädeln verführen! Warten Sie man!“

„Keine verdient er, aber nich von Pappe —“

Drohendes Gemurmel. Es fanden sich auch noch andre Zuschauer ein. Der Elegante hatte zuerst sprachlos gestanden, jetzt reckte er sich: „Hören Sie mal, das ist doch... Wollen Sie mal augenblicklich Platz machen! Das ist ja Ueberfall! Und um solch' Fabrikmädgen? Sie hat überhaupt auf mich gewartet und —“

„Na solche Frechheit.“ Käthe schrie auf, „er is aus der Banf bei der Fabrik nebenan und schon seit drei Tagen reimt er mir nach und...“ sie schluchzte.

„Danken Sie man Kleine,“ sagte der Graubart, „wenn er noch ein Wort sagt, is er geliefert.“

„'n Schugmann holen!“ rief einer aus der Menge. „So'n Esel, will's Mädel noch beschimpfen.“

„Holen Sie 'n Schugmann,“ höhnte der Elegante. „Droßke anhalten!“ Mit einem Satz war er in dem Wagen. Der Kutscher hieb auf die Pferde.

Der junge Arbeiter mit der Schlofferbluse sah Käthe nach: „Diesmal wär se gerettet.“ „Ja, diesmal...“ sagte der Graubart und seufzte. —

— Verfälschung der Krabben. Daß der Kaviar Fälschungen unterworfen wird, kann uns weniger befremden als die andre vielleicht noch wenig bekannte Thatsache, daß auch Krabben von gewissenlosen Händlern gefälscht werden können. Mit diesem Unweien wird sich nun weniger der Küstenbewohner als vielmehr der Bewohner des Binnenlandes abzufinden haben, und es ist darum gewiß wohl-gethan, die Methode ein wenig niedriger zu hängen. Bekanntlich gilt die sogenannte Ostseekrabbe mit Recht als wohl-schmeckender als ihre nächste Verwandte, die Nordseekrabbe oder Garnele. Dazu kommt, daß jene durchweg auch größer ist, mehr erßbaren Inhalt be-

fiht und beim Kochen eine appetitlichere rötliche Färbung annimmt, während die Garnelle ihr schmutzig-graurothliches Kleid beibehält. Es hat speciell Kiernern anfangs große Leberwindung gekostet, die Nordseekrabbe auf den Frühstücken zu stellen, und nicht zu allerlezt hat sie diese Ehre dem Umstande zuzuschreiben, daß die Ostseekrabbe infolge des von Jahr zu Jahr geringer sich stellenden Fangertrages einen so hohen Preis bedingt, daß sie thatsächlich nur noch als Delikatesse auf dem Tische eines Feinschmeckers zu finden ist. Wird doch zeitweilig das Kilo mit 4—6 M. bezahlt, während die Nordseekrabbe nach wie vor für 80 Pf. pro Kilo zu kaufen ist. Dieser Preisunterschied läßt eine Verfälschung der letztgenannten Art als Lohnend erscheinen, und diese wird neuerdings auch vielfach in der Weise ausgeführt, daß die Garnellen in Fuchsinwasser gefärbt werden, um ihnen das Aussehen der Ostseekrabben zu geben. Der Kenner wird allerdings die gefärbten Krabben von der echten Ostseekrabbe unterscheiden, insofern die künstliche Färbung immer ein fleckiges Gepräge zeigt; abgebrochene Körperenden sind total gefärbt, und die unter dem Hinterleibe, fälschlich Schwanz genannt, sitzenden Eier sind hochrot. Bei einigen Krabben ist der Farbstoff selbst in das Fleisch gedrungen. Die künstliche Färbung läßt sich weiterhin durch das Aufkochen der Krabben in Alkohol nachweisen; bei künstlich gefärbten Nordseekrabben wird der Alkohol trüb rosarot, bei den natürlich roten Ostseekrabben klar weißgelb. Sicher ist die Unterscheidung auf Grund anatomischer Kennzeichen. Die Ostseekrabben besitzen nämlich einen stark hervortretenden Stirnstachel, langgestielte Augen, eine größere Anzahl von Fühlerfäden, teilweise mit Scheren versehene Gangbeine und eine harte Schwanzflosse; dagegen ist der mittlere Randstachel der Garnelle kurz, von den Fühlerfäden sind nur 4 (statt 6) vorhanden, den Gangbeinen fehlen die Scheren und die Schwanzflosse ist dunkel pigmentiert. — („Nerthus.“)

— **Unterirdische Flußläufe in der Lüneburger Heide.** Im Landkreise Celle finden sich, wie den „Damburger Nachrichten“ geschrieben wird, mehrere kleine Bäche, die lange, ehe sie zu Tage treten, unterirdisch in raschem Laufe dahingeflossen sind und oft, nachdem sie einige Zeit oberirdisch dahingezogen, wieder in einem dunklen Höhlenbett verschwinden. Güblich ist es zur Zeit der Heideblüte, träumend an der Heidebult zu liegen, um dem geschäftigen Murmeln des nahe unter der Erde dahinstreichenden Bächleins zu lauschen. Die Ursache dieses Naturschauspiels eines unterirdischen Laufes, das man im Walde bei Lutterloh, Kreis Celle, an zwei ganz nahe bei einander entspringenden Wasserläufen beobachten kann, liegt meistens in einer dünnen, aber ziemlich festen Torfdecke, die nachträglich über die Flußläufe hingewachsen ist. Größere Beispiele dieser unterirdischen Flußläufe sind bei den Quellen der Lube zu finden und bei denen der Derze. Die Lube fließt unter der Erde hat Ende der 70er Jahre Dr. Engelhardt genau abgemessen, er fand sie 14, 18, 27, 14 und 40 Meter lang. Die Derze gar fließt auf einer etwas über vier Kilometer langen Strecke unter der Erde hin. Auch in den Kreisen Harburg, Fallingb., und Isehagen kommen diese seltsamen Flußläufe vor. —

Bergbau.

— **Anthracit im Erzgebirge.** Die „Leipziger Zeitung“ schreibt: Die Befürchtungen, daß die Kohlenflöße des Erzgebirges in nicht ferner Zeit erschöpft sein würden, schwinden, da neue Aufschlüsse uns zeigen, daß der Kohlenreichtum desselben größer ist, als man bisher annahm. So zeigen die Untersuchungen in der Gegend von Olbernhau, daß das Erzgebirge sogar ein ansehnliches Lager von Anthracit birgt. Es gehört der Zeit der jüngeren Steinkohle an. Wodurch die Umwandlung der Steinkohle in Anthracit hervorgerufen worden ist, wird noch festgestellt werden. Nur so viel soll vorläufig mitgeteilt werden, daß Porphyr in der Mulde und an einer Seite derselben Basalt emporgestiegen ist. Früher glaubte man, die südlich von Olbernhau gelegene Gebirgsmulde enthalte nur unbedeutende Anthracitflöße, und dachte kaum daran, sie systematisch abzubauen. Vor 40 Jahren wurde ein Teil des Flözes südlich von der Hauptverwerfung, der eine verhältnismäßig ungestörte Lagerung hatte, mit einer Belegschaft von 30 Mann abgebaut und die gewonnene Kohle mit Fuhrwerk nach Teplitz zum Verkauf geschafft. In der Olbernhauer Gegend wird der einheimische Anthracit erst seit zwölf Jahren in kleinen Mengen verwendet. Mit der regelrechten Ausbeutung des Anthracites ist aber erst vor fünf Jahren begonnen worden, und von dieser Zeit an ist nun eine steigende Produktion zu verzeichnen. Im Laufe der letzten Jahre ist man durch die gemachten Aufschlüsse der Carbonablagerungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß fast die ganze Brandauer Mulde Anthracit führt. Würde man die Jahresproduktion auf 4 Millionen Centner steigern, so reichte der Vorrat nach den bisherigen Feststellungen vielleicht 100 Jahre aus. Die Untersuchungen der Heizkraft dieses Anthracites haben ergeben, daß er dem westfälischen und englischen Anthracit gleichwertig ist; denn die Prüfungen haben bis zu 7939 Wärme-Einheiten festgestellt. —

Technisches.

— **Eine alte Wunderuhr.** Eine 170 Jahre alte Uhr von ungewöhnlich vorzüglicher Arbeit ist jüngst in London zum Vorschein gekommen und wird in der Wochenschrift „English Mechanic“ beschrieben. Sie stammt aus den Händen des berühmten Uhrmachers George Graham. Das Uhrwerk ist sehr ähnlich der gewöhnlichen Form der Regulatoren. Es besitzt eine

Geminnung, die kontrolliert wird durch ein Kompensationspendel (Kloppendel), bei dem die Ausdehnung der Stahlfedern durch Messingfedern ausgeglichen wird. Die zwei Zeiger haben die gewöhnliche Bewegung. Die Tage des Monats werden ebenfalls auf die übliche Art durch einen Schlitze im Zifferblatt angezeigt. Aber der Kalender ist so eingerichtet, daß er sich selbst für diejenigen Monate berichtigt, die nur 30 Tage haben, und auch für den Februar mit 28 Tagen. Graham war aber auch mit diesem Erfolg der Kunstfertigkeit noch nicht zufrieden, sondern er wünschte, daß seine Uhr auch die Schaltjahre selbstthätig zu berücksichtigen im Stande wäre und in diesen Jahren für den Februar 29 Tage anzeige. Der Mechanismus ist durchaus verschieden von dem eines modernen fortlaufenden Kalendervers. Das Kalenderrad besitzt 31 Zähne und wird in je 24 Stunden um einen Zahn weiter bewegt. Ein Sternrad mit 12 Zähnen wird durch jenes Rad getrieben, das auf seiner Seitenfläche vorstehende Stifte besitzt, die während der Monate mit 30 Tagen einen Hebel in Thätigkeit setzen. Dieser Hebel veranlaßt dann am Ende des Monats, daß das Rad sich um zwei Zähne dreht und infolgedessen die Zahl 31 nicht erscheint. Während des Februars wird der Hebel für drei Zähne in Berührung gehalten, so daß die Zahlen 29 bis 31 nicht erscheinen. Ein kleines Sternrad mit vier Zähnen wird auf einem kleinen Sternrad mit 13 Zähnen getrieben, aber nur um einen Zahn in jedem Jahr bewegt. Dieses Rad beeinflusst den Hebel einmal in vier Jahren derart, daß die Zahl 29 in den Schaltjahren am Ende des Monats Februar zugelassen wird. —

Gnorrivstisches.

— In der Fremde. Zwei Berliner Damen stehen am Garda-See und sehen eine Weile schweigend auf den von einem leisen Winde zart gekräuselten See hinaus. Endlich brüht die eine ihre Gefühle aus:

„Nee, seh mal bloß, Auguste, wie det so bibbert, ach, es is doch reizend...“

Worauf die andre fortfährt:

„Ach ja, Niekten, um wie de Möven darauf 'rumschwimmen — jrade wie Bouillon mit Klöße.“ —

— **Knappe Fassung.** Aufscher: „Die Pferde haben gefressen. Wenn Herr Baron auch fertig sind, können wir weiterfahren.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— **Max Halbes „Walpurgistag“** erscheint als Buch bei Georg Vondri in Berlin.

— Der Verlag J. Gabel in Regensburg veranstaltet eine Lieferungsangabe der Werke von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

— **„Ruhmlose Helden.“** vier dramatische Balladen mit einem Vorspiel, von Paul Wiffon geht als nächste Premiere noch in diesem Monat im Berliner Theater in Scene.

— **Richard Strauß' Oper „Feuersnot“** wird am 28. d. M. im Opernhause erstmalig aufgeführt. Die Hauptrollen singen Herr Berger und Fr. Destinn. Am selben Abend wird auch Saint-Saëns' Ballett „Jabotte“ gegeben werden.

— Das zweite Philharmonische Konzert (Dirigent: Arthur Nikisch), das am 27. Oktober stattfindet, bringt u. a. die erste Berliner Aufführung der zweiten Brucknerschen Sinfonie in C-moll.

— Die Düngung der Beerenobststräucher wird noch immer von vielen Gartenbesitzern für überflüssig erachtet. Thatsächlich haben aber zahlreiche praktische Versuche diese Ansicht widerlegt; es ist deshalb jedem Beerenobstzüchter anzuraten, den Ertrag der Sträucher durch eine angemessene Nahrungszufuhr zu erhöhen. Ein großer Beerenobststrauch braucht: 1. Kalk; man giebt davon im Herbst eine große Schaufel voll. Dieses Quantum reicht für vier bis fünf Jahre. 2. Jauche oder Latrineindünger; im Herbst oder im Februar giebt man davon einen Eimer. Statt dieses Düngers kann man auch eine kleine Handvoll Chili-Salpeter nehmen. 3. Superphosphat oder Thomasmehl. Im Herbst oder im Februar eine kleine Handvoll. 4. 40prozentiges Kalidüngesalz; es genügt im Herbst oder Februar zwei kleine Hände voll. Kleine Beerenobststräucher erhalten entsprechend weniger. Kalk, Phosphorsäure und Chili dürfen nicht direkt an den Stamm sondern müssen eine Hand breit umher gestreut und untergegraben werden, weil die Sträucher sonst verbrennen und absterben. Die vier genannten Düngstoffe muß der Beerenstrauch zusammen haben, fehlt eine, so ist die Ausnutzung der übrigen nicht vollständig und der Ertrag kein vollkommener.

— In Angath bei Börgl a. Inn fing dieser Tage ein Fische einen Huchen in der Länge von 1,62 Meter, einer Dide von 0,75 Meter und einem Gewicht von 20 Kilogramm. Als der Fisch mit vieler Anstrengung an das Ufer gebracht war, mußten sechs kräftige Männer ihre ganze Kraft einsetzen, um ihn töten zu können.

— Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 19. Oktober.